Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 2

Artikel: Kamilla und Peter [Fortsetzung]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926142

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

diationsverfassung. Dieselbe schuf aus der Schweiz einen Bund von 19 fast souveränen Kantonen; derselbe war ein Staatenbund, näherte sich aber doch schon dem Bundesstaate. Die oberste Landesbehörde war wieder die Tagsatzung. An derselben hatte jeder Kanton eine Stimme; nur die Kantone mit mehr als 100,000 Einwohnern hatten deren zwei. Sechs Vororte leiteten abwechselnd die schweizerischen Angelegenheiten. Der Regierungspräsident des jeweiligen Vorortes führte den Titel Landammann der Schweiz. Den Zuständen vor 1798 gegenüber wies die Mediationsverfassung wesentliche Fortschritte auf, indem sie mehrere Volksrechte garantierte.

Der Bundesvertrag von 1815. Mit dem Sturze Napoleons zerfiel auch die von ihm der Schweiz aufgenötigte Verfassung. Es kam dann unter Mithilfe der europäischen Großmächte eine neue Verfassung, der Bundesvertrag von 1815, zustande. Gemäß desselben war die Schweiz ein Staatenbund von 22 souveränen Kantonen. An der Tagsatzung, an der jeder Kanton eine Stimme hatte, mußten die Abgeordneten der Kantone nach der Vorschrift (Instruktion) ihrer Regierungen sprechen und stimmen. Die Zahl der Vororte war auf drei beschränkt. Einen Landammann der Schweiz gab's nicht mehr. Der Bundesvertrag von 1815 bedeutete einen erheblichen Rückschritt, weil er keine Volksrechte gewährleistete und die Vorrechte der alten aristokratischen Familien nicht ausdrücklich verbot. Infolgedessen wurden in mehreren Kantonen fast wieder die gleichen Zustände eingeführt, wie sie vor 1798 bestanden hatten.

In den Kantonen machte sich allmählich eine große Unzufriedenheit geltend; man verlangte gegenüber den aristokratischen Einrichtungen die Anerkennung der Volksherrschaft und der Volksrechte. Diese Bewegung in den Kantonen führte zunächst zu einer fortschrittlichen Entwicklung in den meisten Kantonen seit 1830 und endlich auch zu einer neuen Bundesverfassung im Jahre 1848.

Die Bundesverfassungen von 1848 und 1874. Die Bundesverfassung von 1848 bedeutete für die inneren Verhältnisse der Schweiz einen vollständigen Wendepunkt. Durch diese Verfassung ist die Schweiz ein Bundesstaat nach dem Vorbilde Nordamerikas geworden. 1874 wurde eine neue Bundesverfassung angenommen; diese ist aber nicht eine vollständige Abänderung derjenigen von 1848, sondern eine Erweiterung derselben. Auch seit 1874 sind einige Artikel abgeändert oder ergänzt worden.

Bundesrichter Dr. Albert Affolter.

Zur Unterhaltung

Kamilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Forts.)

Wenn er einige Züge Champagner getrunken hatte, wurde er geschwätzig. „Sie sind glücklich, mein lieber Neffe", sagte er oft zu dem Chevalier. „Sie sind reich, jung, haben eine liebe kleine Frau, ein nicht allzu schlecht gebautes Haus; es fehlt Ihnen nichts, das muß man sagen. Und desto schlimmer für den Nachbar, wenn er sich darüber beklagt. Ich sage Ihnen und ich wiederhole es: Sie sind glücklich."

Frau des Arcis erkannte nach einiger Zeit, daß sie sich in gesegneten Umständen befand. Hinter dem Hause war ein kleiner Hügel, von wo man das ganze Besitztum übersehen konnte. Die beiden Gatten machten häufig hierher ihre Spaziergänge. Eines Abends saßen sie auf dem Grase und da sagte Cécile:

„Du hast neulich meinem Onkel nicht widersprochen. Meinst du indessen, daß er recht habe? Bist du vollkommen glücklich?"

„Soweit es ein Mann nur sein kann" — erwiderte der Chevalier — „und ich wüßte nichts, was noch zu meinem Glücke beitragen könnte".

„So bin ich denn ehrgeiziger als du," antwortete Cécile, „denn es würde mir leicht sein, etwas zu nennen, was uns hier fehlt und was uns unbedingt nötig ist."

Der Chevalier dachte, es handle sich um irgend eine Kleinigkeit, und daß seine Gattin einen Umweg benützen wolle, um ihm irgend eine Weiberlaune anzuvertrauen. So nannte er denn, scherzend hin und her ratend, tausend Dinge und bei jeder dieser Fragen verdoppelte sich Céciles Lachlust. So scherzend waren sie aufgestanden und stiegen den Hügel hinab. Herr des Arcis beschleunigte den Schritt und, von dem etwas steilen Abhange verlockt, wollte er seine Frau mit sich ziehen, als diese Halt machte und, sich an seine Schulter lehnend, bemerkte:

„Gib acht, mein Freund, und lasse mich nicht so rasch gehen. Du suchtest das, was ich dich

fragte, recht weit, während wir es hier unter meinem Reifen *) haben."

Von diesem Tage angefangen, hatten fast alle ihre Gespräche nur dieses Eine zum Gegenstande; sie sprachen nur von ihrem Kinde, von der Pflege, die es erheischen würde, von der Art und Weise seiner Erziehung, von den Plänen, die sie bereits für dessen Zukunft schmiedeten. Der Chevalier wünschte, daß seine Frau alle möglichen Vorsichtsmaßregeln beobachte, um den Schatz, den sie trug, zu bewahren. Seine Liebe und Aufmerksamkeit für sie nahmen zu, und die ganze Zeit, die Céciles Schwangerschaft dauerte, war für sie nichts als ein langer, köstlicher Rausch, voll von süßen Hoffnungen.

Der von der Natur bestimmte Zeitpunkt kam und ein Kind erblickte das Licht der Welt, ein Mädchen, das schön wie der Tag war und Kamilla genannt wurde. Der allgemein herrschenden Sitte und sogar der Meinung der Aerzte zum Trotze, wollte Cécile das Kind selbst nähren. Ihr mütterlicher Stolz war von der Schönheit ihrer Tochter so geschmeichelt, daß es unmöglich war, sie von ihr zu trennen. In der Tat sah man selten ein neugeborenes Kind mit so regelmäßigen und bemerkenswerten Zügen, seine Augen insbesondere zeigten, als sie sich dem Licht öffneten, einen außerordentlichen Glanz. Cécile, im Kloster erzogen, war äußerst fromm und gläubig. Ihre ersten Schritte, sobald sie aufstehen konnte, galten der Kirche, um Gott zu danken.

Das Kind indessen begann sich zu kräftigen und zu entwickeln. In dem Maße, als es größer wurde, war man von der Unbeweglichkeit, die es bewahrte, überrascht. Kein Geräusch schien auf die kleine Kamilla Eindruck zu machen, sie war unempfänglich den tausend zärtlichen Reden gegenüber, die die Mütter an ihre Säuglinge zu richten pflegen; während sie z. B. Schlummerlieder sang, blieb sie ruhig, die Augen offen und starr und schaute bloß neugierig in das Licht der Lampe, ohne daß es den Anschein hatte, als vernähme sie irgend einen Laut von dem Gesange.

Eines Tages, als sie schlief, warf eine der Mägde ein Möbelstück um; sogleich eilte die Mutter herbei und sah mit Erstaunen, daß das Kind nicht erwacht war. Der Chevalier war entsetzt über diese Anzeichen, die zu klar waren, als daß man sich darüber täuschen konnte. Sobald er diese Anzeichen aufmerksam beobachtet hatte, begriff er, welchem Mißgeschick seine Tochter anheimgefallen war. Umsonst versuchte die Mutter, sich zu überzeugen, daß sie sich täusche; vergeblich trachtete sie, durch alle nur erfindlichen Mittel die Befürchtungen ihres Gatten abzuschwächen. Der Arzt wurde gerufen und die Untersuchung war weder lang, noch schwierig. Man erkannte, daß die arme Kamilla des Gehörs und folglich auch der Sprache beraubt war.

*) Der Reifen der damaligen Frauentracht, der sogenannten Krinoline.

II.

Der erste Gedanke der Mutter war, zu fragen, ob das Uebel unheilbar sei, und man hatte ihr geantwortet, daß es wohl Beispiele von Heilung gäbe. Ein Jahr lang hegte sie noch einige Hoffnung, aber sämtliche Hilfsmittel der Kunst versagten und nachdem sie sie alle erschöpft hatte, mußte sie endlich doch alle Hoffnung aufgeben.

Unglücklicherweise existierte zu dieser Zeit (der französischen Revolution), wo so viele Vorurteile zerstört und wiederhergestellt wurden, ein unbarmherziges Vorurteil gegenüber jenen armen Geschöpfen, die man Taubstumme nennt. Vornehme Geister, ausgezeichnete Gelehrte oder einzig durch ein Gefühl der Barmherzigkeit getriebene Männer hatten zwar seit langem schon gegen diese Barbarei protestiert. Sonderbarerweise ist es einem spanischen Mönch, der im sechzehnten Jahrhundert als erster diese Aufgabe erraten und versucht hatte, eine Aufgabe, die damals als unmöglich bezeichnet wurde: die Stummen sprechen zu lehren. Seinem Beispiele wurde in Italien, in England und Frankreich zu wiederholten Malen gefolgt. Bonet, Bulwer, Wallis, Van Helmont hatten wichtige Arbeiten zutage gefördert; jedoch war die Absicht bei ihnen besser, als die Wirkung. Ein wenig Gutes wurde wohl durch sie da und dort vollbracht, ohne Wissen der Welt, beinahe aus Zufall und ohne Früchte zu tragen. Ueberall, selbst in Paris, an dem Busen der fortgeschrittensten Zivilisation, wurden die Taubstummen als eine Gattung besonderer Geschöpfe betrachtet, mit dem Siegel des himmlischen Zornes gezeichnet. Da die Sprache ihnen versagt war, sprach man ihnen die Fähigkeit, zu denken, ab. Das Kloster für die Reichgeborenen, die Verlassenheit für die Armen — das war ihr Los; sie flößten mehr Abscheu als Mitleid ein.

Der Chevalier verfiel allmählig in den tief-

sten Kummer. Er brachte den größten Teil des Tages allein, in seinem Kabinet eingeschlossen zu oder erging sich im Walde. Er bemühte sich, seiner Gattin ein ruhiges Gesicht zu zeigen, und versuchte, sie zu trösten, jedoch umsonst. Frau des Arcis ihrerseits war nicht minder betrübt. Ein verdientes Unglück kann uns Tränen vergießen lassen, fast immer verspätete und nutzlose Tränen, aber ein grundloses Unglück drückt die Vernunft nieder, indem es die Gottesfurcht entmutigt.

Diese beiden Neuvermählten, die geschaffen waren, sich zu lieben und die einander liebten, begannen auf diese Weise Qual zu empfinden, wenn sie sich sahen.

Der Chevalier, indem er sich freiwillig in sein Landhaus verbannte, hatte nur an die Ruhe gedacht; das Glück schien ihn dort überrascht zu haben. Frau des Arcis hatte erst nur eine Vernunftehe geschlossen; dann war die Liebe gekommen und sie war gegenseitig. Ein schreckliches Hindernis stellte sich urplötzlich zwischen beide, und dieses Hindernis hätte gerade ein geheiligtes Band bilden sollen.

Zwischen die beiden Eltern trat eine plötzliche, stillschweigende Trennung ein, eine Trennung, entsetzlicher als eine Scheidung und grausamer als ein langsamer Tod: Die Mutter liebte dem Unglück zum Trotz ihr Kind leidenschaftlich, während der Chevalier lange den Abscheu nicht zu überwinden vermochte, den ihm dieser „Gottesfluch" einflößte.

„Wie sollt' ich denn meine Tochter hassen?" fragte er sich aber oft während seiner einsamen Spaziergänge. „Ist es ihre Schuld, wenn der Zorn des Himmels sie getroffen? Muß ich sie nicht vielmehr beklagen und bedauern, den Schmerz meiner Gattin zu lindern trachten, ihr verheimlichen, was ich leide, und über mein Kind wachen? Welch traurige Existenz ist ihr vorbehalten, wenn ich, ihr Vater, sie verlasse? Was würde aus ihr werden? Gott hat sie mir gegeben; an mir ist es, mich in ihr Schicksal zu finden. Wer wird für sie sorgen? Wer sie erziehen und beschützen? Sie hat auf der Welt nur ihre Mutter und mich; sie wird nie einen Gatten finden, und auch nie einen Bruder oder eine Schwester haben; es ist genug an einer Unglücklichen. Um nicht als herzlos zu gelten, muß ich mein Leben der Aufgabe widmen, sie ihr Geschick ertragen zu lehren und ihr dabei zu helfen."

So dachte der Chevalier und kehrte dann in das Haus zurück, mit dem festen Vorsatz, seine Pflichten als Gatte und Vater zu erfüllen. Er fand sein Kind in den Armen seiner Mutter, kniete vor ihnen nieder und nahm Céciles Hände in die seinen. Man hätte ihm — so sagte er — von einem berühmten Arzte gesprochen, den man kommen lassen müsse. Es sei noch nichts entschieden, denn man hätte schon wunderbare Kuren erlebt. So sprechend, hob er seine Tochter in seinen Armen empor und trug sie im Gemache umher. Wider Willen jedoch ergriffen ihn abermals abscheuliche Gedanken in Beziehung auf die Zukunft dieses stummen und gehörlosen Kindes, die Verachtung der Welt gegenüber solchen armen Wesen und sein Gesicht erbleichte, er gab das Kind mit zitternden Händen der Mutter zurück und wandte sich ab, um seine Tränen zu verbergen.

In solchen Augenblicken drückte Frau des Arcis ihr Kind mit einer Art verzweifelter Zärtlichkeit an ihr Herz und schaute es mit einem vollen Blicke der heftigsten Mutterliebe an. Nie ließ sie eine Klage vernehmen; sie zog sich in ihr Zimmer zurück, legte Kamilla in die Wiege und brachte ganze Stunden damit zu, stumm wie es selbst, das Kind zu betrachten.

Diese finstere und leidenschaftliche Erregung wurde oft so stark, daß Frau des Arcis tagelang das hartnäckigste Schweigen bewahrte. Vergebens richtete man das Wort an sie. Es schien, als wolle sie an sich selber die Geistesnacht erproben, in der ihre Tochter dahinzuleben hatte.

Sie sprach durch Zeichen zu dem Kinde und sie allein wußte sich ihm verständlich zu machen. Die andern Personen des Hauses, ja selbst der Chevalier, schienen Kamilla fremd zu sein. Die Mutter der Frau des Arcis, eine Frau von ziemlich gewöhnlichem Geiste, kam nur nach Chardonneur (so hieß die Besitzung des Chevalier) um das ihrem Schwiegersohne und ihrer lieben Cécile widerfahrene Unglück zu beklagen. In der Absicht, dadurch einen Beweis von Gefühl zu geben, bemitleidete sie laut und unablässig das traurige Geschick dieses armen Kindes, und eines Tages entschlüpfte ihr sogar der Ausruf: „Es wäre besser für das Kind gewesen, wenn es nicht geboren worden wäre." „Was würdest du denn tun, wenn ich so wäre?" erwiderte Cécile beinahe mit dem Ausdruck des Zornes.

(Fortsetzung folgt.)